

Dr. Alrik Sonnemann

Ulrich Sonnemann  
Schriften in 10 Bänden  
Herausgegeben von Paul Fiebig  
Band 4  
mit einem Geleitwort von Eckart Spoo  
zu Klampen

Ulrich Sonnemann

Land der unbegrenzten Zumutbarkeiten

Deutsche Reflexionen (1)

Erste Auflage 2014

© 2014 zu Klampen Verlag, Springe

Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung und Satz: Friedrich Forssman

Umschlagphotographie: L. Lechner

Gesamtherstellung: Wanderer Druck,

Bad Münster, [www.wanderer-druck.de](http://www.wanderer-druck.de)

Printed in Germany

ISBN 978-3-934920-64-4

Die Schriften Ulrich Sonnemanns werden gefördert

von der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur  
und der Ulrich Sonnemann-Gesellschaft.

Ich hätte es unsinnig gefunden, widersinnig geradezu, den Nazis auch noch das Recht zu überantworten, über mein endgültiges Verhältnis zu meinem Geburtsland zu bestimmen. Die Rückkehr nach dem Krieg war also von vornherein vorgesehen. Sie vollzog sich dann aber nicht als ein irgend gearteter Zwang, sondern es ergaben sich Gelegenheiten in damaligen Interessenzusammenhängen ohnehin, nach Deutschland zu fahren; und dann blieb ich nach und nach wieder hängen – und zwar einfach deswegen, weil ich zu bestimmten Dingen, die ich vernachlässigt hatte, aus Zeitmangel vernachlässigen mußte in Amerika, plötzlich wieder Zeit und Gelegenheit hatte in Deutschland, und das waren Zentralinteressen, sowohl im wissenschaftlichen als auch im literarischen Bereich.

Es überwogen in Deutschland nach dem Krieg dann die Eindrücke, die in der Richtung plädierten, daß man so beschäftigt war mit seinem existentiell unmittelbareren Alltag, daß es zu einer distanzierteren Betrachtung der eigenen, rezentesten Geschichtsrolle so gut wie gar nicht kam. Dieser kritische Ansatz ergab sich von vornherein. Insofern hatte auch meine Rückkehr Mitte der fünfziger Jahre gar nichts besonders Nostalgisches, über eine gewisse selbstverständliche Identifizierung mit dem Land meiner Sprache hinaus keine irgendwie nationalbetonten Identifizierungen gehabt, eher kritische Distanzierungen, damals schon.

*Ulrich Sonnemann* 1993 (gesprächsweise)

Geleitwort 9

Erste Abteilung

Berlin 1937 19

Die Berliner und der Anschluß 27

Die Technik – Mörderin und unschuldig Verfolgte 34

Unter angereicherten Himmeln 39

Bewußtsein der Menschen und der Maschinen 48

Aufsässige oder Gleichgültige? 52

Anhang zur ersten Abteilung

Spontaneität und Apparat 69

## Zweite Abteilung

### Das Land der unbegrenzten Zumutbarkeiten. Deutsche Reflexionen

Deutsche Reflexion 1985 101

Vorrede über das Land, das Zumutbare und die Grenzen der Anmut 119

Innerlichkeit und Öffentlichkeit 144

Der verwirkte Protest 167

Der unverwirklichte Auftrag 192

Die Freiheit als Eigenschaft und als Einrichtung 212

Die Technik als Provokation 254

Die Wiedervereinigung Deutschlands und die Politik des Immer-davon-Redens 292

Machen die Meinungsforscher die Meinung, die sie erforschen? 312

Der überflüssige Mensch. Automation und Freiheit 328

Die alles nur nicht skeptische Generation 338

Die Fehde der Naserümpfer gegen die Zeigefingerschwenker in Deutschland 349

Die Versauerung des Abendlandes oder Das zwanzigste Jahrhundert wird alt 365

Über die Lust am Unrecht und die Unabsetzbarkeit der Niedertracht 373

Die letzte Zumutung oder Über das Ende der Gemütlichkeit

und den möglichen Anfang des Mutes 400

Schlußwort 462

Nachbemerkung 486

### Nachbedacht. Zum ›Land der unbegrenzten Zumutbarkeiten‹

Antwortbrief an einen Leser 488

Rundfunkgespräch in Berlin 490

Exposé für eine amerikanische Ausgabe 500

### Ohne Geheimnisse eines Onkels Aloys 505

### Dialektik der Nachricht 509

#### Anhang zur zweiten Abteilung

### Der Staat schlechthin und seine Schlechtigkeit 519

Editorische Nachbemerkung 547

Glossar 550

Personenregister 570





## Geleitwort

Ein Emigrant – als Student hat er das von Nazis regierte Deutschland verlassen, später auf US-amerikanischer Seite mit seinem Wissen zum Sieg über das massenmörderische Regime beigetragen und in New York als Psychotherapeut und Hochschullehrer gearbeitet – kehrt ein Jahrzehnt nach der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmachtsgeneralität zurück. Nicht in seine Geburtsstadt Berlin, sondern in die US-amerikanische Besatzungszone, erst für kurze Zeit nach Frankfurt, dann nach München. Aber von Zonen spricht man nicht mehr, sondern, seitdem die drei westlichen zur *Bundesrepublik Deutschland* vereint sind, nur noch von »der Zone«, der »Sowjetzone«; der Staatsname *Deutsche Demokratische Republik* ist verpöht, der ostdeutsche Staat vom Westen nicht anerkannt. Es herrscht der Kalte Krieg.

Viele Remigranten wollen in der DDR zum Aufbau des Sozialismus beitragen. Ulrich Sonnemann sieht – ähnlich wie Theodor W. Adorno und Max Horkheimer – den Sozialismus im sowjetischen Machtbereich dermaßen erstarrt und verdorben, daß er ihm nicht zutraut, den Monopolkapitalismus zu überwinden. Er meidet Kontakte dorthin. Vorrangig interessiert ihn: Was wird aus der BRD (die sich nicht darum gerissen hat, Remigranten aufzunehmen, im Gegenteil)? Überwindet sie den Faschismus? Wächst hier Demokratie heran? Er sieht sich um: Was geschieht hier außer schneller Beseitigung der Kriegsschäden?

Scharfe Beobachtung ist seine Stärke. Das hatte er schon 1937/38 nach Reisen durch Nazi-Deutschland (damals noch mit gültigem Reisepaß) bewiesen, über die er in britischen und schweizerischen Zeitungen berichtete. Er hatte sich für alles interessiert: für Rüstungsproduktion, Staatsschulden, Prunkbauten, Wohnungsmangel, Motorisierung, Mangel an Öl und anderen Rohstoffen, Experimente mit chemischen Ersatzstoffen, kirchliche Unterstützung für die Nazis, Unzufriedenheit bei Arbeitern, Mangel an Widerständigkeit. Von einer seiner Erkundungen hatte er die Meinung eines Pfarrers mitgebracht: In drei bis vier Jahren werde Deutschland den Angriffskrieg führen, an dessen Ende das Nazi-Regime stürzen werde ...

Was ist nun aus den Nazis geworden? Wie geht die Gesellschaft mit ihnen um? Welche Konsequenzen zieht der neue Staat aus den Verbrechen sondergleichen? Sonnemann notiert Grausiges (mit seinem Wort: Grauses). Zum Beispiel den Fall Lautz. Als Oberreichsanwalt hat Ernst Lautz

immer wieder an Bagatellverfahren mitgewirkt, die in wenigen Minuten zur Verkündung der Todesstrafe und Ablehnung von Gnadenerweisen führten, wobei er nicht vergaß, mit den Kosten für die Hinrichtungen regelmäßig die Hinterbliebenen zu belasten. Dieser Mann wurde von einem Entnazifizierungsgericht in die Gruppe der Minderbelasteten eingestuft. Und jetzt geht es in einem Rechtsstreit nicht darum, wie er für seine Taten zu bestrafen sei, sondern ob er – und zwar aus Gründen der Rechtsstaatlichkeit – Anrecht auf die vollen Pensionsbezüge habe oder nur einen Teil. Ausdrücklich unter Berufung auf die Rechtsstaatlichkeit wurde ja auch der Witwe des Volksgerichtshofpräsidenten Roland Freisler die Staatspension zugesprochen.

Andere setzten ihre Karrieren fort. So Wolfgang Immerwahr Fränkel, der einst die Umwandlung von Zuchthaus- in Todesstrafen oder die Verwerfung von Nichtigkeitsbeschwerden gegen Todesurteile in 34 nachgewiesenen Fällen beantragt hat. In der Bundesrepublik brachte er es zum Generalbundesanwalt – »in einem angeblich neuen Staat, der mit verbrecherischer Vergangenheit unentwegt gebrochen zu haben behauptet« (Sonnemann).

Dr. med. Herta Oberheuser hatte gefangenen Frauen mit dem Hammer die Beine zerschlagen und andere mit Benzininjektionen umgebracht. Dennoch durfte sie bis 1961 in der Bundesrepublik den Arztberuf weiter ausüben, ohne daß sich die Ärzteorganisationen rührten. Auf die Frage, was man zu tun gedenke, um den noch lebenden Oberheuser-Opfern in Polen zu helfen, lautete die Antwort der Bundesregierung: nichts, denn zu Polen habe die Bundesrepublik keine diplomatischen Beziehungen. Es war aber gerade die Bundesrepublik selber, die sich weigerte, solche Beziehungen zu Polen aufzunehmen. In Richtung Israel dagegen flossen längst Entschädigungszahlungen – ohne gegenseitige diplomatische Anerkennung.

Als grausig empfand Sonnemann auch die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts, das Deutsche Reich sei nicht erloschen. Solche Entscheidungen und mehr noch die gelangweilten, schulterzuckenden, also bestätigenden Reaktionen darauf subsumierte er unter dem Titel ›Das Land der unbegrenzten Zumutbarkeiten«. Und auch 20 Jahre später, als eine neue Auflage dieses Buches erschien, änderten sich seine Befunde nicht. Im Gegenteil: Die BRD hatte inzwischen aufmerksamen Beobachtern wie ihm und vor allem der kritischen Jugend des Landes noch manches mehr zugemutet, zum Beispiel den Radikalenerlaß, der, so Sonnemann, das Grundgesetz schützte, indem er gleich vier seiner tragenden Artikel auf einmal brach.

Wer ›Das Land der unbegrenzten Zumutbarkeiten‹ jetzt – nach weiteren drei Jahrzehnten – liest, wird auf manche bundesdeutschen Kontinuitäten stoßen. Hellwach beobachtete Sonnemann im Sommer 1962 vor seiner Haustür in München die »Schwabinger Krawalle«. Er registrierte die Rechtsbrüche und Gewalttaten der Polizei gegenüber Studenten, Künstlern, zufälligen Passanten. Was ihn am meisten erschreckte, war das Ausbleiben öffentlichen Erschreckens. Dieses Schweigen war für ihn damals schon »der letzte Beweis« dafür, daß »die demokratische Mimikry Westdeutschlands dreizehn Jahre nach der Staatsgründung schlicht gescheitert war«. Schärfer hätte sein Urteil nicht ausfallen können. Jetzt ist die BRD bald 65 Jahre alt, und Polizeiübergriffe gegen Demonstranten sind zur Gewohnheit geworden, wie dem alljährlich von der Humanistischen Union (Sonnemann gehörte zeitweilig ihrem Vorstand an), vom Komitee für Grundrechte und Demokratie und von weiteren Bürgerrechtsorganisationen herausgegebenen ›Grundrechte-Report‹ zu entnehmen ist. Das Jahrbuch wird in der Öffentlichkeit nicht stärker beachtet als die Übergriffe selber; die Medien sind weitgehend monopolisiert, was sie nicht berichten, weiß man nicht, man kann sich also auch nicht darüber empören. Sicher vor Polizeigewalt sind regelmäßig nur die in großer Anzahl aufmarschierenden Nazis.

Der zurückgekehrte Emigrant, der zu dem Urteil gelangt ist, die demokratische Mimikry sei gescheitert, sieht den Grund nicht nur in personellen Kontinuitäten, nicht nur im Fortbestand von Strukturen und Gesetzbuch-Paragrafen, nicht nur im nahezu bruchlosen Übergang vom Nazi-Regime zum Adenauer-Staat. Er denkt zurück bis in die Zeiten, als sich Nachbarvölker revolutionär von ihren Gewaltherrschern befreiten, die Deutschen aber passiv blieben, und er erinnert an 1870/71, als das Deutsche Reich mit Blut und Eisen geschaffen wurde. Immer wieder beklagt er: Die Deutschen lassen sich knechten. Was sie sich zumuten lassen, ist eben offenbar unbegrenzt.

Tonangebende Philosophen und Soziologen der Adenauer-Ära wie Helmut Schelsky, Hans Egon Holthusen, Arnold Gehlen liefern aus alten Beständen die passende Ideologie. Sonnemann erkennt als Haupttendenz: Der Amtswalter wird vergöttlicht, menschlicher Kontrolle entzogen. Immerzu werden neue Mitläufer gezüchtet, die später behaupten, brav ihre Pflicht getan, Schlimmeres verhütet zu haben: Geschöpfe eines Apparats, der ihnen bedingungslose Immunität für Buckeln nach oben und Treten nach unten gewährt.

Sonnemann, der Psychologe, erklärt: »Wo die Verhältnisse einer Gesellschaft sich nach der Kategorie der Zumutbarkeit bestimmen, müssen ihre Menschen am Menschlichen Mangel leiden«. Er nennt Adolf Eichmann, den Organisator der Judenvernichtung, als Musterfall: »Ein Eichmann ist nicht zunächst und nicht von vornherein ein Massenmörder, sondern er wird es, weil er unfrei ist, und darf es werden, weil die andern es auch sind. Diese Freiheit, die man nicht hat, ist nicht die institutionelle, nicht die Freiheit als Einrichtung, sondern die als Eigenschaft: also die Spontaneität.«

Damit ist gesagt, was uns Sonnemann hauptsächlich sagen will. Er entfaltet es nicht nur im »Land der unbegrenzten Zumutbarkeiten«, sondern auch in anderen Schriften, darunter »Spontaneität und Apparat. Über die Freiheit als Eigenschaft und als Einrichtung«, wo wir unter anderem lesen beziehungsweise hören können (es handelt sich um einen Hörfunktext): »Der zum Gegenstand gewordene, zum Träger von Sach- und Funktionsbeziehungen erniedrigte Mensch fügt sich am glattesten in den Apparat ein, und also muß der Apparat auch solche Menschen züchten. Wo er alle Lebensgebiete durchwaltet, greift er in die Erziehung ein.«

Hier geht es nicht mehr allein um uns Deutsche. Hier spricht der Anthropologe. Sonnemann sieht weltweit den Menschen in wachsender Gefahr, »Fertigware und Apparatfutter« zu werden. Aber dieser Autor, den alle pompösen Autoritäten bis hin zum Schicksal vergnügt an Sabotage denken lassen, neigt nicht zu Fatalismus. Auch und gerade wenn sich »das Grause« unmittelbar vor seinen Augen zusammenschiebt, unterwirft er sich nicht. Im Vertrauen auf die Kräfte der Spontaneität widerspricht er und widersetzt sich – als Humanist durch und durch. »Der Menscheng Geist, dieser ewig träumende Herumtreiber ohne Kursbuch und Arbeitspapiere«, entzückt ihn. Er hofft auf eine vielleicht noch nicht so arg zugerichtete Jugend, »deren tiefste Instinkte auf eine vehemente Abneigung gegen jede Art von Gleichschritt hinauslaufen«, die einfach »lieber tanzt als marschiert«. Sein Wunsch ist, mit diesem Menschenbild die Jugend zu inspirieren: *Über den Verhältnissen gibt es eine Appellationsinstanz: den Menschen* ist eines seiner humanistischen Bekenntnisse. Ein anderes: *Der Mensch ist das nimmermüde Laboratorium seiner eigenen Daseinsentwürfe*. Und: *Die Freiheit kann erst mit dem Menschen erlöschen*.

Für Sonnemann gibt es keine Klasse und erst recht keine Institution, die den Deutschen die schon so lange fällige Revolution bescheren könnte. Die Revolution ist von niemandem lieferbar, sie ist etwas zum Selberma-

chen. Der einzelne Mensch mit seiner Spontaneität (und selbstverständlich mit seinen Erfahrungen und Erkenntnissen) ist das revolutionäre Subjekt. Wenn der Mensch sich zum Objekt einer Revolutionsplanung hergibt, begibt er sich seiner Subjektkontrolle und seiner revolutionären Tatkraft. Aus solchen Überlegungen, weit entfernt von Lenin, ergibt sich bei Sonnemann die Idee, die Revolution zu »entrussifizieren«.

Solange in der BRD die Revolution ausbleibt – eine Revolution, die keine frühere nachahmen könnte –, sind die Bundesbürger nicht frei, jedenfalls nicht in dem Sinne, daß sie sich ihre Freiheit verdient hätten. »Die Revolution, von morgen und in Deutschland«, so Sonnemann, »kann nur eine in der ganzen Geschichte beispiellose Tat der Selbstreinigung sein.«

Das mag überaus idealistisch klingen, aber Sonnemann führt auch ökonomisch-soziale Argumente an. Wiederholt erwähnt er die Automation und deren große Potentiale. Er ignoriert nicht die damit verbundenen Gefahren, und er nimmt die Ängste ernst. Automation kann langfristige Massenarbeitslosigkeit zur Folge haben und einseitig den Unternehmern nutzen. Gegen diese Gefahren empfiehlt er Umverteilung der Arbeit (also Verkürzung der Arbeitszeit) und des Sozialprodukts – anders sei das Problem der Automation nicht zu lösen. Das erscheint mir – angesichts der wachsenden Kluft zwischen Arm und Reich – hochaktuell. Die Massenarbeitslosigkeit betrifft in der Bundesrepublik Deutschland – bei ständig steigender Arbeitsproduktivität – inzwischen schon jahrelang mehrere Millionen Menschen, ohne daß gesetzliche oder tarifliche Schritte zur Überwindung dieser Zustände absehbar wären; in anderen europäischen Ländern ist namentlich die Jugendarbeitslosigkeit sogar schon auf mehr als die Hälfte aller Jugendlichen gestiegen.

»Die Idee der gerechten Gesellschaft bleibt im Reich der Politik auf ewig ihr einziges Ziel«, konstatiert Sonnemann knapp. Für ihn ist das eine Selbstverständlichkeit. Heute sollte das – noch viel klarer als vor mehr als einem halben Jahrhundert – allgemeingültig sein: Alle Menschen müssen von dem ständigen großen Produktivitätsfortschritt profitieren, auch von der zunehmenden Freizeit, statt daß die einen arbeitslos (in zynischer Managersprache: freigesetzt), arm, vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen und die anderen, solange sie funktionieren, mit Lohnarbeit überlastet sind und beide davon psychisch und physisch krank werden. Seit sich die Gewerkschaften unter Gerhard Schröders Kanzlerschaft auf das »Bündnis für Wettbewerbsfähigkeit« eingelassen und den Kampf um Arbeitszeitverkürzung

aufgegeben haben, sind die Arbeitszeiten der Ganztagsbeschäftigten sogar gestiegen, und zugleich werden immer mehr Menschen in Minijobs beschäftigt, von denen sie nicht leben können. Sonnemann: *Die Revolution hat ihr Werk zu tun: die Abschaffung der Ausbeutung*.

Für den Fall, daß die deutsche Revolution endlich gelinge, verhiieß er Anfang der 1960er Jahre sogar eine zusätzliche Belohnung: Die Deutschen könnten dadurch das Recht auf Wiedervereinigung erlangen. Die Verheißung entsprang Sonnemanns Sorge vor einem ohne Revolution, ohne Demokratisierung vereinten Deutschland. Daß sich die BRD – als er mit seinen Kasseler Freunden in der Georg Forster-Gesellschaft den 200. Jahrestag der Französischen Revolution feierte – die von Moskau aufgegebene DDR einverleibte, ohne sich irgendwie gewendet und geändert zu haben, war ihm keine Freude.

Ohne Scheu rühmt sich das vereinte Deutschland nun seiner Größe und Macht und pocht auf seine »Verantwortung«, die es für Europa und die Welt habe, womit gewöhnlich die Bereitschaft zu militärischer Intervention gemeint ist. Zu seiner heutigen Vormachtstellung ist es nicht nur durch die Herstellung des größten Binnenmarkts in Europa gelangt, sondern auch durch die – von ihm aktiv mitbetriebene – Zerstückelung anderer europäischer Staaten. Jetzt dringt Deutschland obendrein darauf, ständiges, also künftig keiner Wahlentscheidung mehr unterworfenen Mitglied des Sicherheitsrats der Vereinten Nationen zu werden, um dann gemeinsam mit den fünf Hauptsiegermächten des Zweiten Weltkrieges die Welt zu regieren – statt daß die Privilegien der Fünf abgebaut und die Vereinten Nationen durchgreifend demokratisiert werden. Es gibt kaum jemanden, der solche Tendenzen heute reflektiert, wie es Sonnemann seinerzeit getan hat. Um uns von ihnen nicht verängstigen, nicht verstören zu lassen, müssen wir uns von Fatalismus freihalten. Sonnemanns unbefangenes, für Alternativen offenes, auf Widerspruch und Widersprüche hörendes Denken kann uns dabei nach wie vor helfen.

Schon die Sprache dieses Denkers der Selbstbefreiung wirkt – entgegen erstem Anschein beim Lesen – befreiend. Sie erschließt sich am schnellsten beim Hören. Seine Texte sind weniger geschrieben als diktiert. Es war seine Spontaneität beim Sprechen, die zu den Verästelungen seiner Sätze führte. Einige seiner Überschriften empfinde ich immer wieder als beglückende kleine Kunstwerke: »Der Staat schlechthin und seine Schlechtigkeit«, »Die Einübung des Ungehorsams in Deutschland«, »Die Fehde der Naserümpfer

gegen die Zeigefingerschwenker in Deutschland«, »Über das Ende der Gemütlichkeit und den möglichen Anfang des Mutes«.

Im »Land der unbegrenzten Zumutbarkeiten« begegnet uns in einigen Sätzen erstmals der Mordfall Praun/Kloo, der später Gegenstand seines Buches »Der bundesdeutsche Dreyfus-Skandal« und einer erweiterten Neuausgabe mit dem Titel »Die Vergangenheit, die nicht endete« wurde; Franz Josef Strauß ließ beide verbieten. Gründliche polizeiliche Spurenbeseitigung, größtmögliche öffentliche Vorverurteilung der Angeklagten Vera Brühne und Johann Ferbach, skandalös einseitige Prozeßführung, Hinweise auf Mitwirkung des Mordopfers Praun an internationalem Waffenhandel und auf einen engen Mitarbeiter des Verteidigungsministers Strauß als letzten Besucher im Mordhaus, schließlich die unnatürlichen Umstände, unter denen ein Zeuge nach dem anderen zu Tode kam – das alles machte Ulrich Sonnemann immer hellhöriger.

Das Interesse an diesem Fall war es, was ihn und mich zusammenführte. Er wünschte sich ein Netzwerk von Journalisten und Wissenschaftlern zur Aufklärung des Falles. Auf seinen Wunsch mietete ich in Hannover einen Raum an, wo wir uns mit mehreren Interessierten und Bereitwilligen trafen, unter ihnen auch Jan Philipp Reemtsma, den er als Finanzier gewonnen hatte. Hätte es uns gelingen können, die vielen offen herumliegenden Fäden zu verknüpfen? Strauß' Tod hätte die Recherchen erleichtern können. Andererseits fehlte manchem von uns dann der nötige Antrieb – es gab inzwischen genug andere Skandale.

Auch aus »Spoos eigener Rundschau«, von Sonnemann gewünscht und erdacht, wurde nichts. Ausgangspunkt war der von der Humanistischen Union (HU), dem Verband Deutscher Schriftsteller (VS) und der Deutschen Journalisten-Union in der Industriegewerkschaft Druck und Papier (DJU) veranstaltete Kongreß »Die Tabus der bundesdeutschen Presse«, den ich organisierte. Sonnemann sprach über »Journalistensprache als Öffentlichkeitskastration«. Nach der Buchveröffentlichung der Kongreßbeiträge entließ mich der damalige Verleger, Herausgeber und Chefredakteur der »Frankfurter Rundschau« mit den Worten: »Ich mache die »Rundschau«, Du machst die Gewerkschaft«. Zuvor war ich zum Bundesvorsitzenden der DJU gewählt worden. In den folgenden Wochen verloren gewerkschaftlich aktive Journalisten bei mehreren anderen Verlagen ihre Arbeitsplätze. Sonnemann beteiligte sich an Solidaritätsaktionen. Nach seiner Vorstellung sollte ich aber nicht auf meinen Arbeitsplatz zurückkehren, sondern selber

eine Zeitschrift machen; als Herausgeber gewann er im Nu namhafte Autoren wie Heinrich Böll, Martin Walser, Gerhard Zwerenz; Böll überwies auch sofort ein Startgeld. Ich enttäuschte Sonnemanns Enthusiasmus, weil ich mich entschied, für das Koalitionsrecht der Journalisten zu kämpfen: Ich ging bis zum Bundesarbeitsgericht und hatte Erfolg. Noch etliche Jahre blieb ich hauptberuflich FR-Redakteur und ehrenamtlich DJU-Vorsitzender. Gelegentlich konnte ich ein bißchen Sand in den »Apparat« streuen. Und wann immer ich später Ulrich Sonnemann wiederbegegnete, genoß ich seine wunderbare Fähigkeit zur Freundschaft, zum Zuhören, Mitdenken und sanften Bestärken.

Als das vereinte Deutschland daran ging, das im Grundgesetz garantierte Asylrecht auszuhöhlen, wirkte ich an der Vorbereitung einer Protestkundgebung auf dem hannoverschen Opernplatz mit. Ich rief Ulrich Sonnemann an: Nein, antwortete er, reisen könne er nicht mehr. Er schickte mir dann zum Verlesen einen Text: den Text eines von den Nazis Verfolgten und Ausgebürgerten, der überleben konnte, weil er im Ausland Zuflucht fand. Es war einer der letzten Texte des Remigranten Ulrich Sonnemann.

*Eckart Spoo*    Berlin, im Oktober 2013





## Erste Abteilung

## Berlin 1937 (1937)

*Aus dem Englischen von Paul Fiebig*

I Tempelhof, der Berliner Flughafen, ist einer der größten der Welt. »Groß? Nein, klein ist er«, sagte mein Taxifahrer und zeigte auf die riesigen Gerüste beidseits der Zufahrt. »Groß *wird* er, und dieses Jahr noch!« Er sagte es derart begeistert, daß man hätte annehmen können, der neue Flughafen sei *seine* Schöpfung. Als ich ihn fragte, ob er schon mal geflogen wäre, machte er ein langes Gesicht. Doch schnell entspannten seine Züge sich wieder: alles würde er dafür geben, sagte er, um auch nur einmal zu fliegen; er hofft auf die ›Kraft durch Freude‹-Bewegung, deren Mitglied er ist. ›Kraft durch Freude‹ ist der Name einer nationalsozialistischen Massenorganisation, von der es heißt, sie versorge die ärmere Bevölkerung fast oder völlig umsonst mit den Freuden des Lebens – Theaterbesuchen, Sonntagsausflügen, Ferienreisen, Flügen nicht zuletzt.

»Meinen Sie, Ihre Chancen stehen gut?«, fragte ich.

Die Antwort fiel ihm schwer und ich bedrängte ihn nicht. Der Anteil derer, die in den Genuß kommen, derlei Freuden zu teilen, ist klein, wenn auch nicht so klein, wie manchmal behauptet wird. In Berlin gibt es mehr als bloß ein paar Waschfrauen, die tatsächlich nach Madeira gefahren sind auf einem KdF-Dampfer, welche Tatsache früheren Generationen Berliner Waschfrauen als ein vollkommen unglaubliches Märchen vorgekommen wäre. In der Sozialfürsorge, wie in jedem andern Bereich der Öffentlichkeitsarbeit, setzt das jetzt herrschende System aufs Spektakuläre, und anstatt die sozialen Bedingungen so zu verbessern, daß aus den Hunderttausenden, denen zu Ferien wegzukommen wirklich vergönnt ist, Millionen würden, zieht das System es vor, von Zeit zu Zeit eine dicht gepackte Schiffsladung voll Arbeiter nach Madeira oder Skandinavien oder ans Mittelmeer zu verfrachten. Es geht um Propaganda – Propaganda unter den deutschen Proletariern, Propaganda in ausländischen Häfen, Propaganda in der ausländischen Presse. Wo aber gibt es in Deutschland derzeit etwas, das keine Propaganda ist, keine Fälschung, keine Fassadenkunst? Was ist echt?

Die riesigen Neubauten in München, Nürnberg und Berlin scheinen kaum einen anderen Zweck zu erfüllen als den, die Kunsthistoriker des vierten Jahrtausends vor Rätsel zu stellen. Im übrigen sind sie, mit Ausnahme des Reichssportfeldes, des Stadions für die letztjährigen Olympi-

schen Spiele, ganz und gar unoriginell. Die gewaltigen Ausmaße etwa des Luftfahrtministeriums in Berlin können über die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß das Gebäude nicht Ergebnis strenger architektonischer Gestaltung, sondern grenzenloser Unschlüssigkeit ist. Die Berliner sind weniger interessiert am Stil von Görings Palast, mit seinen Gedenktafeln für die Köpfe all der preußischen Heerführer der letzten zweihundertfünfzig Jahre, die sich wie eine Plakatorgie ausnehmen, als an dem Umstand, daß die Fensterrahmen im ersten Stock so überraschend wehrhaft sind – Schießscharten, lautet der grinsende Kommentar der Berliner.

Ich wandte mich westwärts. In der Voßstraße, unmittelbar hinter dem Kanzleramt, waren Arbeiter dabei, eine ganze Häuserzeile niederzureißen. Um was aufzubauen? Die Passanten, die ich fragte, zuckten die Achseln. »Stabsquartiere der Braunhemden«, war die Vermutung eines Mädchens in der Uniform des BDM, der Mädchenabteilung der Hitler-Jugend. Doch war das eben bloß eine Vermutung, und als das Mädchen weitergegangen war, fragte ich einen jungen Mann in Zivilkleidung, auf den ich aufmerksam geworden war, weil er keine einzige Mitgliedsnadel am Jackenaufschlag trug. Augenzwinkernd erwiderte er: »Parteigebäude«. Es herrscht in Berlin großer Mangel an Kleinwohnungen.

Der Kurfürstendamm ist so voller Leben wie eh und je. Der Lärm hat sogar zugenommen in den letzten Monaten, die Zahl der Motorfahrzeuge scheint sich vervierfacht zu haben, zum Beweis für den Erfolg der »Motorisierung Deutschlands«, unter welchem Stichwort die Politik riesige Mengen von »Volkswägen« zu billigen Preisen auf den Markt wirft. Die elegantesten und geschmackvollst gekleideten Damen kann man hier sehen, am Arm von Männern in ausgebeulten, ja durchscheinenden Klamotten, was freilich niemanden überraschen wird, der Bescheid weiß über den deutschen Rohstoffmangel. Die Knappheit an guter Kleidung wird immer fühlbarer, die Erzeugnisse der Chemie- und Zellulose-Industrie, allen voran die »Kunstwolle«, machen Fortschritte, und die Boshaften verbreiten das Gerücht, die Berliner Schneider hätten beschlossen, mit ihren Kunden nach Grunewald (dem Forst im Berliner Westen) zu gehn, um den Baum für ihren Anzug auszusuchen. Das Rohstoffproblem ist die schlimmste Alltagsschwierigkeit. Bereits verzichtet man soweit wie möglich auf teure Materialien in Personenwägen und Maschinen, die nicht für den Export bestimmt sind, und experimentiert mit Ersatzstoffen, Kunsthärzen beispielsweise, und Metallierungen zunehmend komplizierter Natur, von denen ein Naziingenieur,

den ich traf, mir versicherte, sie wären binnen kurzem genauso gut wie Nickel-Stahl.

Dieser Ingenieur war der Einzige, den ich in Deutschland traf, der Krieg wollte, und der Einzige, der anscheinend nicht gänzlich schwarz sah für Deutschlands Chancen im Krieg. Dabei sind sich alle völlig im klaren darüber, daß Deutschland nicht kriegsbereit ist. Im Westend der Stadt, am Kaiserdamm, wurde jetzt die große nationalsozialistische Ausstellung »Gebt mir vier Jahre Zeit« eröffnet. Ihr Name knüpft an Hitlers Worte im Rumpfreichstag vom März 1933 an, als er sein Ermächtigungsgesetz einbrachte, das der Weimarer Republik ein Ende bereitete. Die Ausstellung ist eine blendende Leistung nationalsozialistischer Regiekunst. Der Heidelberger Industrielle, mit dem ich sie besuchte, erzählte mir, daß »Gebt mir vier Jahre Zeit« zur Standardredensart geworden ist, beständig in Gebrauch dort, wo ein Konzernchef einen anderen Konzernchef auf einen Termin festlegen will für die Auslieferung der von ihm geordneten Güter.

Die Fabriken, sagte er, arbeiten unter Druck und kommen doch nicht weiter. Andauernd passiert es, daß eine Maschine, für die so gut wie alles zusammen ist, monatelang nicht zum Einsatz kommen kann, weil man ein paar unbedeutende Teile benötigt, für die die Materialien schlicht nicht zu haben sind. Abgesehen davon haben Verteidigungsaufträge Vorrang, sie haben unverzüglich ausgeführt zu werden. Das Ergebnis ist ein Chaos, das wahrscheinlich früher oder später eine Gefahr darstellt für unsere Generale. Können sie kämpfen, können sie ausharren, und sei es nur für kurze Zeit, mit einer Industrie im Hintergrund, die krank ist, todkrank? Das ganze Deutsche Reich ist zu einem riesigen subventionsgestützten Unternehmen geworden, dessen Rechnungen nicht beglichen werden, von ihm nicht und von jemand anderm erst recht nicht.

Es ist beängstigend. Vier Jahre lang hat Deutschland unablässig Schindluder getrieben mit seiner Substanz, der geistigen, der moralischen, der materiellen, und niemand kann sagen, wohin das noch führen wird. Niemand kennt die Höhe der gegenwärtigen nationalen Verschuldung – es gibt keine Budgets mehr –, aber jeder weiß, daß Butter nur auf Lebensmittelkarten zu haben ist, und wahrlich nicht genug davon. Die nationalsozialistische Fassadenkunst schreitet voran im Lande unter nahezu vollkommener Mißachtung der Realitäten; niemanden gibt es, der irgend Widerstand aufzubringen vermöchte gegen sie. Krieg aber *ist* Realität, Widerstand, Folge unvorhersehbarer Nervenattacken, eine moralische und physische Prüfung;

und zögen wir jetzt in den Krieg, geschähe das nicht unter den Bedingungen von 1914, sondern unter denen von 1917, 18 ...

Mein Begleiter wandte sich zum Gehen und sah sich ängstlich um. Er hatte leise begonnen, unwillkürlich aber seine Stimme erhoben. Die Leute freilich, die, wie wir, gekommen waren, um sich in der Ausstellung umzuschauen, waren zu sehr interessiert an und beeindruckt von den ausgestellten Flugzeug-, Panzer-, Kraftfahrzeugstraßen- und Neubau-Modellen, um irgend Notiz von ihm zu nehmen.

II Ein jeder, der die Massen beobachtet in der Nazi-Ausstellung ›Gebt uns vier Jahre Zeit‹, oder bei großen von der Partei organisierten Demonstrationen, landet allzu leicht bei der Annahme, daß die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes zu den Nazis gehört. Naturgemäß sieht er nichts von den Massen, die sich sorgsam fernhalten von diesen Demonstrationen. Zieht man den Druck in Betracht, der auf der Bevölkerung von oben her lastet, und die große Volksmenge ohne politische Überzeugungen, die, wie in jedem Land, mit der Mehrheit schreit und sich auf die Seite des Gewinners schlägt, kann erst recht gesagt werden, daß die Diktatur keine wirkliche Mehrheit hinter sich hat. Jeder sachverständig Urteilende in Deutschland weiß das, und die einzige Frage ist, wie groß da die Minderheit ist.

Sie ist nirgendwo kleiner als in Berlin. In jedem Wohnblock haben die Nationalsozialisten ihre »Blockwarte«, Parteimitglieder, deren Pflicht es ist, die ganze Bevölkerung des Landes einer politischen Ausspioniererei auszusetzen, die in die tiefsten Tiefen des Familienlebens dringt. Das System ist seinem Wesen nach russisch, jeder in Deutschland schätzt es so ein. Allerorten, außer in den Kleinstädten, ist es gescheitert, und nirgends ist es grenzenloser gescheitert als in Berlin, wo der Widerwille, den es hervorgerufen, zu Hausparteien geführt hat, die es zu ertragen geschlossen sich weigern. Das freilich ist nicht der Hauptgrund für sein Scheitern in Berlin; der liegt vielmehr darin, daß, während es in den Provinzstädten durchaus Nazianhänger gibt über die tatsächlichen Parteimitglieder hinaus, in Berlin nicht einmal jedes Parteimitglied ein verlässlicher Nationalsozialist ist. In den meisten Fällen mag der Blockwart in Berlin seine Aufgabe nicht, hält sie für erniedrigend und führt sie mit einer Nachlässigkeit aus, die die Partei so gut wie ganz der Ergebnisse beraubt, die sie vom System erwartet.

Passive Unzufriedenheit also gibt es. Wo gibt es aktive Opposition? Die Frage hört man in Deutschland so oft wie im Ausland. Alle wundern sich,

warum die *anderen* passiven Gegner nichts tun; ein paar wundern sich, warum sie selber untätig sind. Was aber könnten sie tun? Die Diktatur ist allmächtig und furchteinflößend. Die alten Parteien verdrückten sich, ehe es zu den ersten Nazi-Schikanen kam, sie haben bei den Massen jedes Ansehen verloren. Auch die Emigranten, die die alten Parteigruppierungen unterstützen, gelten wenig oder nichts in Deutschland, abgesehen von Otto Strassers »Schwarzer Front«, die in letzter Zeit populär geworden ist; von Prag aus arbeitend, hat Strasser das Reich mit einem Netzwerk von »Zellen« überzogen, deren Einfluß beträchtlich – insbesondere unter den desillusionierten Massen der Sturmtrupps – und immer noch im Wachsen ist. Die »Deutsche Freiheitspartei«, eine letzten Endes kleine aber effektive Gruppe, hat Aufmerksamkeit erregt mit ihrer illegalen Propaganda; sie scheint mit der »Schwarzen Front« in Verbindung zu stehen. Bei all ihrem gewaltigen Mut und ihrer Energie aber scheinen diese Gruppen ihren Ideen nach vage und romantisch zu sein und es an strategischer Geschicklichkeit fehlen zu lassen, sodaß sie hoffnungslos im Nachteil sind im Bekämpfen solcher Männer wie Goebbels. Es sieht so aus, als ob sie noch viel zu lernen hätten, ehe sie politisch irgend von Bedeutung sein könnten.

Was tun die Deutschen, um der Diktatur zu entgehen, der sie politisch derart ausgeliefert sind? Sie hören Musik, wie sie es immer getan haben, oder sie lesen. Von einem Freund, der bei einer Berliner Bibliothek angestellt ist, erfuhr ich, daß die Nachfrage nach deutschen und ausländischen Klassikern seit 1933 kontinuierlich gestiegen ist. Und es gibt die Bühne. Berlin hat kein einziges gutes modernes Theaterensemble mehr, die alten aber sind noch da, und ihre bewundernswerten Aufführungen klassischer Stücke finden oft vor vollen Häusern statt. Im Deutschen Theater wurde letzte Spielzeit Schillers »Don Carlos« gegeben; mit allabendlich lautem Applaus auf Marquis Posas berühmte Forderung an König Philipp: »Geben Sie Gedankenfreiheit!« Die Zeitungen ließen sich über die »politische Unreife« des Theaterpublikums aus, aber die Demonstration hielt an, und war lauter denn je an jenem Abend, da der Propagandaminister zugegen war.

Was Bücher und Bühne nicht auszurichten vermögen, wird von den Kirchen geleistet, der katholischen wie der »Bekennenden«. Ich traf den Pastor einer einflußreichen Lutherischen Gemeinde. Ich fragte ihn, ob wahr sei, was man munkelt, daß man ihn dreimal verhaftet hätte in den letzten Wochen; lächelnd bestätigte er es.

Unser Kampf, sagte er, wird härter – härter und zielsicherer. Vor ein

paar Tagen erklärte ein Pastor der »Deutschen Christen« in Württemberg von der Kanzel herab, daß Gott sich nicht in Christus, sondern in Adolf Hitler offenbart habe; und das ist beileibe kein Einzelfall. Unsere gefährlichsten Feinde aber sind die »Deutschen Christen« eigentlich nicht. Im Grunde genommen ist ihr »Glaube« nichts als ein dünner Notbehelf, eine sich selber verdummende Mischung aus herkömmlichen Formeln und politischem Fetischismus, ein anämischer Religionsersatz, anziehend weder für die wahren Christen, die zu uns kommen, noch die wahren Nazis, für die die Religion entweder gleichgültig oder anderswo zu suchen ist, bei pantheistischen Professoren, die zu Volksaposteln geworden sind, bei Hauer oder Ludendorff, bei einem Heidentum, das wenigstens ehrlich und offen ist.

Das ist die Gefahr. Sprach nicht Nietzsche von den Deutschen als dem ersten der europäischen Völker, die zum Heidentum zurückkehren würden<sup>1</sup>? Wenn ich jedoch auf meine Gemeinde von heute schaue und mir dabei die religiöse Indifferenz von 1933 in Erinnerung rufe, mit all den leeren Kirchen, könnte ich fast dankbar sein für den Angriff, der diese Gegenwehr auf den Plan gerufen hat.

Meine beinahe einzige Angst ist die um die jungen Leute. Wir errichten »Wochenendkirchen« in den Außenbezirken der Städte, sodaß sie ihren Sport und die Studienfahrten und Badeausflüge mit der Teilnahme am Gottesdienst verbinden können. Wir haben auch äußerst aktive Jugendgruppen in unserer Gemeinde, aber es sind Minderheiten in ihrer Generation, und ganz Deutschland wird der Kirche verloren sein, wenn die Herrschaft der Partei in Deutschland nicht gestürzt wird, ehe diese jungen Leute erwachsen geworden sind.

Ich fragte ihn, als ich schon am Gehen war, was seiner Meinung nach aus dem herrschenden System noch würde »Ich bin kein Politiker«, erwiderte er, »aber wie Sie sehen, machen diese Herren Fehler. Schade nur, daß für die Fehler erst einmal einzig ihr Land bezahlen muß!«

»Die europäischen Diktaturen sind nichts als inhaltsleere Schwindelei!«, sagte der Herausgeber einer deutschen Zeitung, den ich besuchte, nachdem ich Berlin hinter mir gelassen hatte. »Wie harmlos wären sie, wenn Europa bloß aufhörte, ihre verheerenden Philosophien ernst zu nehmen!«

In Wirklichkeit, fuhr er fort, ist dieses ganze irreführende Wechselbad

1 [Vgl. Friedrich Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft* (1882/87). In: *Werke in drei Bänden*. München 1954. Band 2, S.136/137 (*Deutsche Hoffnungen*).]



von Erbärmlichkeit heute und Unverfrorenheit morgen nichts als Hilflosigkeit und hechelnder Bluff, wobei die Bluffenden vermutlich nicht weniger erstaunt sind über ihren Erfolg als alle andern. Sie sprechen von Jahrzehnten und Jahrhunderten und Jahrtausenden, aber sie leben, wie alle Verbrecher und »Draufgänger«, bloß von der Hand in den Mund und sind insgeheim dankbar für ihre Jobs, die sie an Land gezogen haben für wieder ein Jahr, das ihr Ende hinausschiebt.

Wann aber das Ende kommen wird, das zu sagen war dieser Mann, der einer der bestinformierten und klügsten Beurteiler deutscher Zustände war und ist, nicht in der Lage. Auch er war sicher, daß ein Krieg, und ein erfolgloser Krieg, der das Ende der Diktatur bedeutete, kommen würde; aber er erwartete ihn erst in drei, vier Jahren, es sei denn, was er freilich für unwahrscheinlich hielt, das spanische Problem schwappte über seine Grenzen hinaus.

An meinem letzten Tag in Deutschland begegnete ich auf der Straße einem jungen Arbeiter, den ich aus der Zeit von vor 1933 kannte. Er war damals Gewerkschaftsfunktionär und in der Folge monatelang in einem Konzentrationslager gewesen. Zum Nazi war er nicht geworden, aber Marxist war er keiner mehr. Ob er Kirchgänger sei? Er nicht. Er wartete einfach ab ...

Alle warten wir ab. Was bleibt uns denn? Es gibt keine Arbeitslosigkeit mehr in Deutschland, aber bei all den Abzügen, die wir haben, können wir mit unseren Löhnen nicht mehr kaufen als mit dem einstigen Stempelgeld. Dagegen anzugehen, nein, versuchen wir nicht. Unsere Organisationen wurden zerschlagen, unsere einstigen Führer erwiesen sich als feige »Dummköpfe«, also warten wir einfach ab, und in der Zwischenzeit beobachten wir mit Interesse, was sich im Ausland tut – und sind dabei mehr an Blum als an Stalin interessiert!

Bevor wir uns trennten, zeigte er mir ein Exemplar der diesjährigen Fackelsausgabe der »Münchener Neuesten Nachrichten«<sup>2</sup>. Ich hatte sie bereits gesehen – ein ungewöhnlich mutiges Erzeugnis, eine einzige Satire

2 [... die unter dem Titel »Münchener Netteste Nachrichten. Weihnachts-, Feigen-, Deck- und Sand-Blatt, Hohn und Spott, Fröhlicher Beobachter und Kunst-Honig« firmierte, ihren Erscheinungstag mit »Vor Aschermittwoch 1937« angab und zum Beispiel eine Version des Märchens vom Rotkäppchen enthielt, in welcher der Wolf sich durch sein »rassefremdes Schnarchen« verrät.]

aufs herrschende System; ein paar Stunden nach ihrem Erscheinen war sie konfisziert worden, dann durfte sie aus irgendeinem geheimnisvollen Grund wieder verbreitet werden, schließlich wurde sie endgültig verboten. Mein Freund erzählte mir, daß man ihm zwanzig Mark geboten hätte für sein Exemplar, aber er wollte es nicht verkaufen. Als wir uns getrennt hatten, schaute ich ihm hinterher und dachte über die Merkwürdigkeit der Zeiten nach, in denen ein Arbeiter ein Exemplar einer Zeitung höher schätzt als all das, was er nach wie vor bekäme, in Deutschland, für zwanzig Mark.

Erstdruck (anonym) in: The Manchester Guardian (City Edition) Nr. XXVIII/372 und 373, 24. und 25. August 1937, jeweils S. 9/10 (mit, wie üblich, aus dem Text gezogenen Ober- und Zwischentiteln und der vorausgeschickten redaktionellen Anmerkung, es handle sich um »zwei Artikel eines wohlinformierten Korrespondenten, der kürzlich in Berlin war«).

## Die Berliner und der Anschluß (1938)

Die Stimmung – dies zunächst – ist gehoben, wie nach einem siegreichen Kriege, und da man Anstalten trifft, sie noch weiter zu heben, kostet es gelegentlich Mühe, sich zu erinnern, daß da zu Anfang nur Verblüffung war ... Gewiß hatte die Berliner Presse, welche nicht zu verhindern, sondern dafür zu sorgen hat, daß das Publikum von den Ereignissen überrascht wird, eines Morgens von der Anberaumung einer Volksabstimmung in Österreich berichtet<sup>1</sup> und diese übereinstimmend eine *merkwürdige* genannt, obschon sie doch nicht merkwürdiger als zum Beispiel die Tatsache sein konnte, daß gegen Abend des nämlichen Tages in Berlin alle Autobusse ausblieben – aber was hätte Anlaß geboten, diese beiden Merkwürdigkeiten, die Berliner und die Wiener, in gedankliche Verbindung zu bringen? Wer tags darauf sich durch Zufall entsann, wie apodiktisch es im Vorjahr auf den Briefstempeln der Reichspost »Ohne Zeitung lebt man auf dem Mond« geheißen hatte, konnte angesichts von Zeitungen, *mit* denen er soeben – von welchem Ausgangsort immer – aus allen Wolken gefallen war, nur beunruhigt sein und verwundert des Berchtesgadener »deutschen Friedens« gedenken<sup>2</sup>; seit dessen Abschluß war nicht Österreich mehr »Thema« gewesen ...

Wovon sprachen – *vor* den Iden des März – die Berliner? Sie sprachen voller Hoffnung von Ribbentrops Londoner Abschiedsvisite<sup>3</sup>; voller Angst und Beschämung von Pfarrer Niemöller, dem freigesprochenen, den die Ge-

- 1 [... die dann am 10. April 1938 stattfand, nachdem bereits am 12. März deutsche Truppen in Österreich einmarschiert waren und am nächsten Tag das »Gesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich« erlassen worden und damit der Anschluß Österreichs vollzogen war.]
- 2 [Verweis auf das »Berchtesgadener Abkommen« vom 12. Februar 1938: der deutsche Reichskanzler Adolf Hitler hatte den österreichischen Bundeskanzler Kurt Schuschnigg auf den Obersalzberg beordert und mit dem Bemerkten »Verhandelt wird nicht [...] Sie haben zu unterschreiben« einen »Entwurf« präsentiert, der der (seit dem 19. Juni 1933 verbotenen) österreichischen NSDAP »weitreichende politische Entfaltungsmöglichkeiten« eröffnete (vgl. Internet-Datei »Österreichisches Staatsarchiv« / Dieter Lautner, Berchtesgadener Abkommen).]
- 3 [Seit 1936 war Joachim von Ribbentrop Botschafter Deutschlands in London gewesen; nun trat er sein neues Amt, das des Reichsministers des Auswärtigen, an.]

stapo »konzentriert« hatte<sup>4</sup>; voll Erstaunen und mäßiger Indignation von einem deutlichen Geruche nach Fischtran, über welchen in Berlin alle Nasen, arische und nichtarische, sich schon seit Wochen völlig einig sind, wunderbarerweise, da es die Butter ist, woran sie ihn wahrnehmen – die Butter, welcher in der Sprache des Berliners neben diesem ihrem älteren Namen auch die Bezeichnung als »Gesinnungsschmiere« nun zuteil wird ... Sie sprachen nicht zuletzt vom Umbau Berlins, der schon fast überall sein erstes Stadium durchmacht, im Regierungsviertel, wo zum Zwecke der Erweiterung der Reichskanzlei eine ganze Straßenfront der Spitzhacke anheimfiel, im Tiergarten, wo die Charlottenburger Chaussee Herrn Hitler noch nicht breit genug ist, am Großen Stern, an der Potsdamer Straße ... Übrigens sprachen sie mit Sorge davon, denn während das alte Berlin mit rasender Geschwindigkeit in Trümmer sinkt, errechnen besorgte Ökonomen die Gesamtsumme, die die Durchführung der bisher bekannten Baupläne Hitlers in Berlin und anderswo erfordern würde, auf weit mehr Milliarden, als das Vermögen des deutschen Volkes heute insgesamt ausmacht. Haben diese Volkswirtschaftler recht? Es ist möglich, daß sie recht haben; aber es ist schwer zu sagen, welche Bedeutung bei den heutigen Zeiten dem Rechthaben zukommt. Selbstverständlich ist in der Bevölkerung die Beurteilung des Umbaus nicht überall gleich; viele schütteln den Kopf, andere, mit der Welt und der Geschichte Vertraute, vergleichen das »Achsenkreuz«<sup>5</sup> mit den Grands Boule-

4 [Martin Niemöller, evangelischer Pfarrer in Berlin-Dahlem (seit 1931), war als inzwischen »führender Vertreter der Bekennenden Kirche« 1937 zum zweiten Mal verhaftet und am 2. März 1938 zu angesichts großer in- und ausländischer Solidariätsbekundungen »nur« sieben Monaten Gefängnis verurteilt worden. Obwohl seine Strafe durch die Untersuchungshaft als verbüßt gelten durfte, wurde er nach Prozeß-Ende sogleich wieder verhaftet und, als Adolf Hitlers »persönlicher Gefangener«, ins Konzentrationslager Sachsenhausen verbracht.]

5 [»Die Planungen für Berlin« – das ist der Internet-Datei »modernruins.de« zu entnehmen – »sahen ein Kreuz von zwei breiten Verkehrsachsen vor, die vom Autobahnring durch die Innenstadt wieder zum Autobahnring führen sollten. Anfänglich zwei, später vier Ringe sollten den Verkehr von den Achsen in die Stadtfläche verteilen. An dem Schnittpunkt der Monumentalachsen sollte die »Große Halle« als zentrale Versammlungsstätte liegen. Insbesondere die Nord-Süd-Achse sollte als Prachtstraße ausgebaut werden. Als Ersatz für die wegfallenden Flächen in der Innenstadt sollten unter anderem im Grunewald eine neue Hochschulstadt sowie im Osten und Süden Berlins völlig neue Stadtteile entstehen.«]

vards, die Napoleon III. durch die Gassen von Paris brach, und es mag hier und da vorkommen, daß sie auch die beiden Bauherren miteinander vergleichen. Im ganzen durfte vor dem Anschluß als Tatsache gelten, daß in allen Schichten der Bevölkerung die Opposition stark im Wachsen begriffen und vor allem in den Reihen der studierenden oder dem Studium zustrebenden Jugend bemerkenswert war, welche dem Dritten Reich im ganzen weit lauer gegenübersteht als die jungen Proletarier ... Dies beleuchtet ein Vorfall, der in Berlin große Aufregung hervorrief. Man weiß, daß es zum nationalsozialistischen Stil gehört, Ansprachen mit einem donnernden »Siegheil« zu beschließen, dessen erste Silbe der Redner, dessen zweite die Zuhörer ausbringen ... Von einer kürzlich aus irgendwelchem Anlasse veranstalteten Aulafeier, einer von den zahlreichen politischen Aulafeiern eines Gymnasiums in Berlin W, wird nun glaubhaft berichtet, daß der Direktor nach Aussprechung des »Sieg-« vergebens auf das »Heil« der Schülerschaft gewartet habe; die Aula blieb stumm ... Derartiges ist seit dem 13. März ohne Zweifel nicht mehr denkbar. Adolf Hitler hat die Grenze überschritten; er hat in Wien seinen Einzug gehalten; erobert hat er Berlin.

Man bemerkte dies nicht mehr an jenem Abend des Freitag, an dem die Gleichschaltung Österreichs begann. Als gegen Mitternacht in den Straßen Berlins endlich Extrablätter auftauchten, waren die Menschen viel zu sprachlos, um auf der Stelle begeistert zu sein. Sehr viele befürchteten Krieg; nicht ganz wenige sogar Krieg mit Italien ... Der Besucher der Stadt fand in diesen Stunden die alte und merkwürdige Wahrheit bestätigt, daß die Menschen nichts so sehr überrascht wie der endliche Eintritt lang vorhergesehener oder als möglich erwogener Geschehnisse. Seit 1918 hatte der Anschluß in der deutschen Politik »gespukt«; als er endlich erfolgte, innerhalb von vierundzwanzig Stunden und ohne daß eine Hand in Europa sich für die Eigenstaatlichkeit Österreichs regte, war in Berlin alles starr vor Erstaunen ... Es scheint aber, eben dies, daß er »spukte«, daß man immer von ihm sprach, aber doch nur wie von etwas Fernem und enorm Kompliziertem, dessen Verwirklichung nicht abzusehen ist, hatte die Menschen an seine ewige Zukünftigkeitsart gewöhnt, daß die märchenhafte Geschwindigkeit, mit der er widerstandslos Gegenwart wurde, ihnen die Sprache verschlug – eine Nacht und einen Tag lang, in deren Verlauf sich der Enthusiasmus komprimierte und staute, ehe seine Umsetzung in Geräusch endlich anhub.

Adolf Hitler hat Berlin nicht zum erstenmal erobert, und die Frage bleibt bestehen, ob es das letztmal gewesen ist, daß er es nötig hatte. Das Ge-

setz, nach dem die Diktaturen angetreten, gibt ihnen auf, keinen Augenblick lang ohne Feinde zu leben, denn nur auf das wirkliche oder fiktive Vorhandensein von Feinden, nur auf dauernden Kampfstand können sie ihre Existenz gründen, welche ihrerseits Feinde erzeugen und in ewig polemischen Verhältnis zur Umwelt verharren muß ... Die herausfordernde oder gereizte, niemals unbefangene Art und Weise, mit welcher der Leitartikler des ›Angriff‹ oder der Sprecher des deutschen Rundfunks von der ›Welt‹ reden, macht das deutlich. »Die Welt soll wissen ...«; »Die Welt soll nicht glauben ...«; »Der Welt fehlen die Worte« überschrieb die ›BZ am Mittag‹ ihren Bericht unterm 14. März ... Da nun äußere Feinde nicht jederzeit zur Hand sind, muß die Diktatur, nach dem Muster der Stalinschen, in den Zwischenzeiten für innere sorgen, muß sie gleichzeitig erfinden und schaffen, denn es bedarf keiner großen Prophetie, etwa für die Zeit nach dem Ende des Österreich-Rausches in Berlin und des Reich-Rausches in Wien einen gewissen Katzenjammer zu gewärtigen, der für diesmal an der Donau freilich schwerer werden dürfte; wird sein Eintritt ein Signal für Verschärfung des Rassenkampfes und für die Ausdehnung der Kirchenbefehdung auch auf Österreich sein?

In Berlin sind einstweilen die meisten Leute Optimisten. Sie erwarten wieder einen Aufschwung der Wirtschaft, neue, noch engere Handelsverbindungen mit dem Süd-Osten, und für die Reichshauptstadt selber einen weiteren Aufstieg durch die Vergrößerung des Reichsgebietes ... Gerade in diesem Punkte trifft man freilich auch auf entgegengesetzte Ansichten, auf die verständliche Befürchtung, daß sich Wien zu einer Art von zweiter Reichshauptstadt, zur Rivalin Berlins, würde auswachsen können, eine Vermutung, die die augusteischen Baupläne nicht wahrscheinlicher machen, die aber doch nicht von der Hand zu weisen ist, da feststeht, daß der Führer Berlin und die Berliner nicht liebt. Die Wesensfremdheit, die letzten Endes zwischen ihm und seiner Hauptstadt besteht, hat seinerzeit, in der »Systemzeit«<sup>6</sup>, jene erste, übrigens nie ganz geglückte »Eroberung« Berlins äußerst schwierig, fast so schwierig wie die Hamburgs gemacht, und nicht Hitler trat damals als Eroberer auf, sondern Goebbels<sup>7</sup>. Der Berliner ist für Hitler zu unfeierlich und zu witzig; er bewundert seine Erfolge und ist be-

6 [... womit die Nazis in Deutschland die Weimarer Republik meinten.]

7 [Joseph Goebbels war seit 1926 in Berlin Gauleiter gewesen und vier Jahre später zum Reichspropagandaleiter ernannt worden.]